

Michael Limberg

## „Es ist kalt in der Welt, wenn man kein Vaterland hat“

*Hermann Hesse und Ludwig Finckh – der Außenseiter und der Mitläufer*

### I

Die vorliegende Arbeit beschäftigt sich mit der Beziehung zweier Dichter, von denen der eine heute fast vergessen ist; eine Beziehung, die sich über einen Zeitraum von 65 Jahren erstreckt; zwei Lebenswege, die über weite Strecken fast parallel zu laufen schienen, und die sich mit Ausbruch des Ersten Weltkriegs nicht nur trennten, sondern von da an in entgegengesetzten Richtungen verliefen.

Hesse wurde zum entschiedenen Pazifisten, wobei er mit seiner Ablehnung, sich parteipolitisch zu binden, zwischen alle Fronten geriet. Finckh hingegen blieb stets treu bei Volk und Vaterland. Sein Weg führte über den Nationalismus zum Nationalsozialismus.

Dass ihre Beziehung nicht spätestens nach 1945 abgebrochen wurde, kann man nur verstehen, wenn man die Vorgeschichte kennt. Begonnen hatte ihre Freundschaft bereits 1897 in Tübingen. Dort traf der Jurastudent Ludwig Finckh in der Buchhandlung Heckenhauer auf den Lehrling Hermann Hesse, der ihm, so schrieb er später in seiner Autobiografie, „auf den ersten Blick merkwürdig auffiel. Sein Rock war unscheinbar, seine Gestalt hager, – aber sein Gesicht leuchtete. Wir sprachen ein paar Worte miteinander; es stellte sich heraus, dass er ungemein belesen war und dass er auch dichtete. Da war eine Freundschaft geschlossen.“ Und Finckh bemerkt auch, dass Hesse, obwohl etwas jünger als er, ihm viel älter und reifer zu sein schien: „Er musste schon Schweres durchgemacht haben.“<sup>1</sup>

Hermann Hesse hatte in der Tat schon einiges durchgemacht. Aus einem streng religiösen Elternhaus stammend, hatte er vier Jahre zuvor den von den Eltern vorgezeichneten Weg des Theologen durch seine Flucht aus dem evangelisch-theologischen Seminar im Kloster Maulbronn abrupt unterbrochen. Eltern und Verwandte waren außer sich, man zweifelte an seinem Verstand und versuchte, den Zögling Hermann durch Aufenthalte in verschiedenen Anstalten wieder zur Raison zu bringen. Nichts fruchtete jedoch, alles ging unweigerlich schief, was man mit ihm in den nächsten vier Jahren unternahm: der Besuch eines Gymnasiums in Bad Cannstatt scheiterte, eine Buchhändlerlehre in Eßlingen brach Hesse nach zwei Arbeitstagen ab, und auch das Praktikum als Mechaniker in der Turmuhrenfabrik in Calw hielt er nur ein Jahr aus. Dazu kam, dass er wegen einer unglücklichen Liebe einen Selbstmordversuch unternommen hatte.

---

<sup>1</sup> Finckh, Ludwig: *Himmel und Erde*. Stuttgart: Silberburg Verlag 1961, S. 7f. [Im Weiteren als HuE bezeichnet].

1895 hatte er sich jedoch soweit gefangen, dass er in Tübingen eine Buchhändlerlehre begann. Dieses scheinbare Nachgeben war für ihn aber von Anfang an nur ein Sprungbrett und Umweg zu seinem eigentlichen Ziel gewesen, denn den Berufswunsch, den er von seinem 13. Lebensjahr an hegte, hatte er noch nicht aufgegeben: nach wie vor wollte er Dichter werden.

Schon in Calw hatte er begonnen, sich durch die reichhaltige Bibliothek seines Großvaters zu lesen, und in Tübingen wurde dieses intensive Selbststudium trotz eines anstrengenden Arbeitstages, der oft bis 20 Uhr dauerte, fortgesetzt. Für Entspannung und Geselligkeit blieb wenig Zeit, und doch hätte Hesse gerade jetzt einen Freund nötig gehabt, mit dem er sich hätte austauschen können, aber er war verletzbar geworden, denn die Demütigungen der vergangenen Jahre hatten seinem Selbstwertgefühl einen empfindlichen Stoß versetzt. Er hatte erleben müssen, wie sich seine Freunde von ihm zurückzogen und wollte keine neuen Enttäuschungen riskieren. Lieber vergrub er sich zu Hause in seine Bücher.

Die Bekanntschaft mit Ludwig Finckh brachte einen Wechsel in seinen Lebensumständen. Finckh, Apothekerssohn aus Reutlingen, hatte nur auf Anraten des Vaters sein Jurastudium begonnen.

Sehr bald jedoch stellte er ernüchert fest: „Was ich fand, verstimmte mich. Die Professoren, meist alte, mir widerwärtige Kerle, erregten meinen Widerspruchsgeist, und die Bücher schienen mir auf meine Fragen oft verkehrte Antwort zu geben. Ich arbeitete mich tüchtig hinein und wurde immer trauriger. Mein Herz hätte regelmäßig freigesprochen, wo eine Verurteilung verlangt war, und hätte verurteilt, wo das Juristenrecht freisprach.“<sup>2</sup>

Nachdem er zwei Semester in München studiert hatte, war ihm das Studium völlig verleidet. In der bayerischen Metropole war er öfter in Theater, Oper und Kunstmuseum zu finden als in den Hörsälen und er las lieber Gedichte und Romane als seine Fachbücher. Eine neue Zeitschrift war gegründet worden, die *Jugend*, und kurz darauf erschien die erste Nummer des *Simplizissimus*.

„Man wird verstehen, dass ein junger Mensch hier völlig mitgerissen wurde; ein Sturmwind stob durch die verstockten und morschen alten Bäume, Kunst und Dichtung begannen neu aufzusprossen, – das war unendlich wichtiger als alle Juristerei. Ich brachte eine ganze Tasche voller Verse mit nach Hause.“<sup>3</sup>

Einen größeren Gegensatz als Finckh und Hesse kann man sich kaum vorstellen: Finckh gehört zu jenem Menschenschlag, den Mörike in einem Gedicht als „Sommerwesten“<sup>4</sup> bezeichnet hat, lebenswürdige, gesellige Naturen, stets guter Laune, überall gern gesehen, ein belebendes Element in jeder Gesellschaft. Sie haben das Herz auf dem rechten Fleck und sind treue Freunde, „haben manchmal hübsche Bäuche/und ihr Vaterland ist Schwaben“, wie es in Mörikes Gedicht weiter heißt.

Aber Gegensätze ziehen sich bekanntlich an, und so war der optimistische, unbekümmerte Finckh für den melancholischen Hesse die ideale Ergänzung. Gemeinsam war ihnen die lyri-

---

2 Finckh, L.: *Der Rosendoktor*. Stuttgart u. Berlin: Deutsche Verlagsanstalt o.J., 55.-59.Aufl., S. 59 f.

3 HuE, S. 7.

4 Mörike, Ed.: „An meinen Vetter“. Juni 1837. Zitiert nach: *Deutsche Literatur von Lessing bis Kafka*. Berlin: Directmedia 1997 (Digitale Bibliothek Band 1).

sche Grundhaltung, sie fühlten sich als Romantiker, als Nachfahren Eichendorffs, Novalis´ und Mörikes.

Nach Feierabend trafen sie sich, entweder auf ihren Buden oder in einem Lokal, spielten Billard, und die Sonntage verbrachte Hesse nun häufig in Finckhs Elternhaus in Reutlingen. An seine Eltern schrieb er darüber: „Nächsten Sonntag werde ich (nun zum 3.mal) vielleicht wieder bei meinem Reutlinger Freund Finckh sein. [...] Dieser Finckh ist ein Student der Jurisprudenz, ein begabter, recht wohlhabender, aber in seltener Weise bescheidener und liebenswürdiger Mensch. Er hat literarische, meist aber künstlerische Interessen und kennt eine Anzahl unsrer besten Münchner und Berliner Modernen. Von Karl Busse ermutigt, hat er auch einige Sachen geschrieben, aber ohne, scheint’s, sehr produktionslustig zu sein.“ Zur Beruhigung der Eltern fügt er noch hinzu, dass Finckh sehr solide sei und dass es ihm gelungen sei, sich nicht in dessen Schwester zu verlieben, „so dass der Verkehr dort überaus angenehm und für mich sonntags eine herrliche Erholung ist.“<sup>5</sup>

Nach und nach sammelten sich um Hesse noch ein paar künstlerisch und musisch interessierte Studenten. Es wurde ein fester Kreis, der sich regelmäßig traf. Man gab sich den Namen `petit cénacle´, kleine Gruppe, nach dem Vorbild der französischen Romantiker der zwanziger Jahre. „Einige meiner Abende sind von meinen Freunden [...] fast ständig belegt. Sonntags sind wir auch meist zusammen, gehen spazieren, lesen zusammen, vespers zusammen, und zuweilen leistet man sich auch ein paar Wirtshausstunden voll profaner Fröhlichkeit.“<sup>6</sup> Er sei sehr froh, „diesen harmlosen, aber doch anregenden und erwärmenden Umgang gefunden zu haben“, teilte er seinen Eltern mit.<sup>7</sup>

Mit zunehmendem Selbstbewusstsein sah er allerdings auch die Freunde kritischer. Finckh erschien ihm nun „naiv und etwas oberflächlich“, und auch von seinen anderen Freunden war er enttäuscht. Sie seien meist Wissenschaftler, „die im Verkehr mit [ihm] im Wesentlichen den Sport eines gelinden Kunstkultes pflegen“<sup>8</sup>, schrieb er 1898 an die junge Schriftstellerin Helene Voigt-Diederichs.

Von Hermann Hesse waren nun schon etliche Gedichte in Zeitschriften abgedruckt worden, was die Eltern mit eher gemischten Gefühlen aufnahmen. Sie hielten mehr von religiöser Lyrik, für Hesse „das trostloseste Gebiet, das ich kenne.“<sup>9</sup> Umso mehr wurde er aber von Finckh bewundert, der das größere Talent des Freundes neidlos anerkannte. „Ich wäre gern vor ihm auf die Knie gesunken“, schreibt Finckh noch 1932 in einer Selbstdarstellung<sup>10</sup>. Er war es wohl auch, der Hesse dazu drängte, eine Auswahl seiner Gedichte drucken zu lassen: Die Romantischen Lieder.

---

5 *Kindheit und Jugend vor Neunzehnhundert. Hermann Hesse in Briefen und Lebenszeugnissen. Zweiter Band 1895-1900.* Hrg. von Ninon Hesse, fortgesetzt und erweitert von Gerhard Kirchhoff. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1978, S. 202f. [Im Folgenden als KuJ II bezeichnet]

6 KuJ II, S. 231.

7 KuJ II, S. 221.

8 Hermann Hesse: *Gesammelte Briefe. 1.-4. Band.* In Zusammenarbeit mit Heiner Hesse und Ursula Michels. Frankfurt (M): Suhrkamp, 1973-1986. Band I, S.36.- Im Weiteren als GB bezeichnet mit Bandangabe u. Seitenzahl.

9 KuJ II, S. 205.

10 *Zeitschrift für ärztliche Fortbildung.* Berlin, 29, 1932, I, S. 93.

Als das schmale Bändchen im Herbst 1898 erschien, befand sich Finckh gerade bei seinen Eltern in Reutlingen. Er brachte seiner Mutter das Buch mit den Worten: „Da knie! Das ist der größte deutsche Dichter, der heute lebt! Das kann kein anderer mehr.“<sup>11</sup> Und an Hesse schrieb er begeistert: „Lach mich nicht aus: ich hab´ geweint um Dich vor Glück; es ist wunderbar, jedes einzelne Stück ein Schatz [...] Ich jauchze darüber, dass du endlich hervortrittst und möchte die Gesichter sehen von Kritik und Dichtern, wenn sie das Anfängerbändchen [...] ein paar Wochen auf dem Tisch haben herumfahren lassen, ohne hineinzusehen. Du bist jetzt berühmt. Du stellst Dich an erste Stelle und wirst mit viel Neid zu kämpfen haben; das ist das Richtige. Das gibt Dir Kraft und neues Leben...“<sup>12</sup>

Die Kritiker waren jedoch nicht dieser Ansicht, das Buch fand wenig Beachtung. „Von meinen Freunden goutiert bloß Finckh das Büchlein, die anderen lesen es kaum“<sup>13</sup>, heißt es bei Hesse enttäuscht. Man kann sich unschwer vorstellen, dass die Anerkennung und Bewunderung Finckhs ihm guttaten, aber zur Festigung ihrer Freundschaft sollte noch ein anderes Ereignis beitragen:

Am 31. Juli 1899 war Hesses Lehrzeit in der Buchhandlung Heckenhauer beendet. Da Finckh sich in Kirchheim unter Teck auf sein Examen vorbereitete und Hesse seine neue Stelle in Basel erst am 1. Oktober antreten musste, wollte er sich ein paar Tage Urlaub gönnen. Einer ihrer Tübinger Freunde war inzwischen Referendar in Kirchheim, ein anderer wohnte ganz in der Nähe. Der `petit cénacle´ war also wieder beisammen.

Hesse logierte beim Kronenwirt, der sich dadurch auszeichnete, dass er zwei hübsche Cousinen hatte. Eine der beiden – als `Lulu´ ist sie in *Hermann Lauscher* verewigt – hatte es Hesse besonders angetan; er verliebte sich Hals über Kopf, aber da er im Umgang mit jungen Damen schüchtern und linkisch war und seine Angebetete von seinem Zustand nichts ahnte, blieb es bei harmlosen Schwärmereien, Gegenständchen im Mondschein und Gedichten.

Auch Finckh hatte gerade eine unglückliche Liebe hinter sich und war gedrückter Stimmung. Man suchte und fand Trost beim Freund. Sie litten zwar entsetzlich, gleichzeitig genossen sie aber auch ihren Zustand, denn welcher Romantiker wäre nicht in erster Linie in die Liebe verliebt. Das gemeinsame `Herzeleid´ kräftigte ihre Freundschaft, so dass Finckh sogar schreibt: „Frauenliebe ist schön über alle Maßen, Männerfreundschaft ist schöner, beglückender.“<sup>14</sup>

Sie fühlten sich in dieser Zeit so eng miteinander verbunden, dass sie sich sogar ihre Gedichte schenkten; so hatte Hesse in seine dritte Veröffentlichung, *Hermann Lauscher*, ein Gedicht von Finckh aufgenommen, und in Finckhs Gedichtband *Fraue du* war ein Gedicht von Hesse abgedruckt, ohne dass es jemand bemerkte. Nach zehn Tagen kam es zum Abschied von Lulu und den Freunden, „von denen ich bloß Finckhs sicher zu sein glaube.“<sup>15</sup>

Finckh hatte inzwischen bei seinem Vater durchgesetzt, dass er das Jurastudium aufgeben und, wenn schon nicht zur Literatur, so doch zur Medizin überwechseln durfte. Im Herbst 1899 begann er sein Studium in Freiburg, während Hesse, fast zur gleichen Zeit, seine neue Stelle in

---

11 HuE, S. 9.

12 KuJ II, S. 597.

13 KuJ II, S. 345.

14 Finckh, L.: *Verzauberung*. Ulm: Heß 1950, S. 67.

15 KuJ II, S. 384.

Basel antrat. Von Freiburg bis Basel ist es nicht weit, und so trafen sie sich häufig am Wochenende, besuchten Museen und Konzerte oder unternahmen ausgedehnte Wanderungen.

In einem persönlichen Rückblick hatte Hesse Anfang des Jahres 1901 geschrieben: „Die zuletzt geschriebene Ahnung bewährte sich bisher: außer Finckh sind alle Freunde verstummt. Dieser kommt Herbst 99 nach Freiburg [...], wo ich ihn viel aufsuchte. Seine heitere, offene und unverdorbene Art wirkte oft heilend auf mich.“<sup>16</sup>

## II

Als Anfang des Jahres 1904 der Roman *Peter Camenzind* erschien, war Hesse mit einem Schlag berühmt. Der Erfolg ermöglichte es ihm, seine Stelle aufzugeben und als freier Schriftsteller zu arbeiten. Im Sommer des gleichen Jahres heiratete er die neun Jahre ältere Maria Bernoulli und zog mit ihr in das entlegene Dorf Gaienhofen am Untersee. Sie wollten dort „ein ländliches, einfach-aufrichtiges, natürliches und unstädtisches Leben führen.“<sup>17</sup> Etwas anders ließ auch das Bauernhaus, das sie mieteten, nicht zu: es gab weder Gas noch Elektrizität im Haus, und das Wasser musste man von einem nahen Brunnen holen. Im ganzen Dorf gab es nur eine Bäckerei, alle anderen Dinge des täglichen Bedarfs musste Hesse mit seinem Ruderboot vom gegenüberliegenden Schweizer Ufer besorgen. Den nächsten größeren Ort konnte man nur nach mehrstündiger Fahrt mit einem Pferdepostwagen erreichen oder mit dem Dampfer, der aber nur selten und bei schlechter Witterung überhaupt nicht fuhr.

Als Hesse 1905 für einige Wochen Strohwitwer war, – seine Frau war an Ischias erkrankt und befand sich in Basel – lud er Finckh ein, ihn zu besuchen. Dieser sagte sofort zu.

Finckh hatte 1904 sein Medizinstudium abgeschlossen und zunächst an einer Lungenheilstätte gearbeitet. Dort spritzte er sich mit Tuberkulin, um es am eigenen Leib auszuprobieren. Er reagierte mit hohem Fieber, und man verordnete ihm eine dreimonatige Liegekur. Das war jedoch nicht nach seinem Geschmack. Da sich zufällig ein alter Studienkamerad bei ihm meldete, der eine Reise in den Süden vorhatte, ergriff er die günstige Gelegenheit und schloss sich ihm an. Sie fuhren an die Riviera, nach Korsika und landeten schließlich in Nordafrika in der Oase Biskra.

Nach der Rückkehr schrieb Finckh seine Reiseerlebnisse auf, und die *Frankfurter Zeitung* druckte sie ab. Ermutigt von dem Erfolg schrieb er innerhalb von zehn Tagen das Buch, das mit seinem Namen am engsten verknüpft ist: *Der Rosendoktor*. Das Buch wurde angenommen, zusammen mit dem Oasenbuch *Biskra* und dem Gedichtband *Rosen*. Hatte Hesse ihm den *Camenzind* gewidmet, so revanchierte Finckh sich und widmete ihm den *Rosendoktor*.

Als Finckh in Gaienhofen ankam, wurde er von Hesse und Max Bucherer, einem Holzschneider, empfangen, „und es begann nun mit ihnen das sonnige Idyll, das sich nicht um die Welt

---

16 KuJ II, S. 524.

17 Hesse, H.: „Beim Einzug in ein neues Haus“. In: H. Hesse: *Sämtliche Werke*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 2001-2007. Band 12, S. 140. Im Weiteren zitiert als SW mit Bandangabe u. Seitenzahl.

kümmerte, nur auf Natur und Freundschaft gestellt, – ein frohes, unbeschwertes Sommerleben fristete.“<sup>18</sup>

In den nächsten sieben Jahren waren die beiden Freunde unzertrennlich. Sie verbrachten ihre freie Zeit miteinander, durchstreiften das Gelände um den Untersee, segelten, angelten oder lagen in einer verschwiegenen Badebucht faul in der Sonne. Abends war Finckh, der in den ersten zwei Jahren noch in einem Gasthof wohnte, häufig bei Hesse zu Gast, und nach dem Abendessen saß man bei einem Glas Rotwein zusammen, und Hesse las vor, was er am Tag geschrieben hatte.

Bei den Dorfbewohnern galten sie als Müßiggänger und Nichtstuer, die durch ihre ungewöhnliche Kleidung und ihre Lebensweise auffielen. Da sie aber versuchten, sich dem Dorfleben soweit es ging anzupassen – Hesse und Finckh waren sogar maßgeblich an der Gründung des ersten Gaienhofener Turnvereins beteiligt – und an Hochzeiten und Begräbnissen teilnahmen, wurden sie mit der Zeit akzeptiert.

Sie nahmen mit Schriftstellern aus den Nachbarstädten Kontakt auf: Emanuel von Bodman, Wilhelm von Scholz, Emil Strauß, aber auch mit Wilhelm Schäfer, Alfons Paquet und anderen und verkehrten mit Malern und Musikern.

Trotz der vielen gemeinsamen Unternehmungen war das Miteinander nicht ohne Probleme, dazu waren beide Charaktere zu unterschiedlich. Das zeigte sich schon an ihrem Tagesrhythmus: Finckh ging mit den Hühnern zu Bett und war beim ersten Sonnenstrahl munter; Hesse dagegen war ein Nachtmensch, der erst abends beim Wein richtig aufblühte. Morgens war er oft launisch und misstrauisch und wurde am liebsten nicht angesprochen.

Finckh wollte ihm zu seinem Geburtstag einmal eine Freude machen und hatte aus dem Nachbardorf eine Bläserkapelle angeheuert, die Punkt sechs Uhr morgens unter Hesses Fenster ihr Ständchen begann. Dieses Erlebnis hatte sich in Hesses Erinnerung so unauslöschlich eingebrannt, dass er noch 26 Jahre später schrieb:

„Zwei Bilder, zwei Erlebnisse stehen jedesmal scharf und wohlerhalten in meinem Gedächtnis auf, wenn ich an dies Haus und die ersten Gaienhofener Jahre erinnert werde. Das erste Bild ist ein strahlender Sommermorgen, der Morgen meines 28. Geburtstages. Da wachte ich früh auf, von wunderlichen Tönen geweckt und beinahe erschreckt, lief im Hemd ans Fenster, und unterm Fenster stand, von meinem Freund Ludwig Finckh [...] zusammengeholt, eine ländliche Blasmusik, die spielte einen Marsch und einen Choral, und die Hörner und die Klarinettenklappen funkelten in der Morgensonne.“  
[SW12, S. 141]

Auch in der Wahl der Haustiere zeigten sie einen anderen Geschmack: Hesse hatte eine Katze, die den ungewöhnlichen Namen Gattamelata trug, Finckh schaffte sich, als er 1907 ein halbverfallenes Haus mietete und instand setzte, zwei Bernhardiner an, Prinz und Isolda, und kurz darauf zwei korsische Esel, die er Lump und Gretel nannte. Außerdem interessierte er sich für Bienen, Inbegriff des Fleißes, und baute sich in seinem Garten einen Immenstand. Hesse dagegen hielt es mehr mit den flüchtigen und vergänglichen Schmetterlingen.

---

18 HuE, S. 15.

In seinen *Erinnerungen an Hermann Hesse* beschreibt Finckh, wie Hesse einmal nach einem häuslichen Streit „missmutig nach seinem Hut griff und davonlief.“<sup>19</sup> Unterwegs kam er mit einem Landstreicher ins Gespräch, und im nächsten Dorf setzten sie sich bei einer Flasche Wein zusammen. Hesses Zorn war inzwischen verraucht, und um Mitternacht, bevor er nach Hause marschierte, schrieb er seiner Frau noch eine Ansichtskarte. Am nächsten Morgen, Hesse arbeitete bereits an seinem Pult, erschien der Postbote und brachte seiner Frau eine Postkarte, auf der sie zu ihrer Verwunderung las: „... Auf meiner Reise durch die europäischen Länder bin ich hier angelangt und schicke Dir diesen Gruß! Hermi!“<sup>20</sup>

Was bei Finckh so humorvoll klingt, hatte in Wirklichkeit einen ernsteren Hintergrund. Rückblickend schrieb Hesse 1924: „Mein äußeres Leben verlief nun [nach dem Erfolg von *Peter Camenzind*] eine ganze Weile ruhig und angenehm. Ich hatte Frau, Kinder, Haus und Garten. Ich schrieb meine Bücher, ich galt für einen liebenswürdigen Dichter und lebte mit der Welt in Frieden. [...] Alles schien in Ordnung zu sein.“ [SW12, 51]

Der Schein trog jedoch, Hesse taugte nicht zum Bürger, das scheinbare Idyll zeigt tiefe Risse. Hesse litt unter dem täglichen Einerlei, „die Steuerzettel und Katasterämter, das tägliche Plätschern der Gespräche verstimmten ihn: ja machten ihn krank“, schreibt Hugo Ball in seiner Hesse-Biographie.<sup>21</sup> Das Verhältnis zu seiner Frau wurde immer gespannter.

Finckh war auch in der Stellung zur Familie ganz anders. Hatte er im Überschwang der Gefühle in Kirchheim noch Freundschaft über Frauenliebe gestellt, so änderte er, nachdem er 1907 geheiratet hatte und Anfang 1908 sein erstes von fünf Kindern zur Welt kam, seine Meinung und „buddelte sich“, wie Ball schreibt, ganz in seine Familie ein und „empfand mehr und mehr den Freund als entbehrlich.“<sup>22</sup> Und weiter heißt es bei Ball: „Finckh ist ein prächtiger Familienvater, ein immergrüner Weihnachtsmann und St. Nikolaus. So zeigt ihn die Festgabe zu seinem 50. Geburtstag. Hesse dagegen [...] wird immer Außenseiter und Gast sein, auch zu Hause bei sich. Er ist wenig geeignet für Momentaufnahmen im Kreise der Kindertrompeten und in der Hecke bei sanft anlehrender Gattin.“<sup>23</sup>

Um der häuslichen Enge zu entfliehen, brach Hesse immer wieder aus, unternahm kleinere und größere Ausflüge. Zu keiner Zeit seines Lebens ist er so viel gewandert wie in jenen Gaienhofener Jahren. Seine größte Reise führte ihn 1911 nach Indien. Aber auch sie brachte nicht die erhoffte Befreiung; enttäuscht kehrte er zurück. 1912 zog er unter das Kapitel Gaienhofen den Schlußstrich und mietete bei Bern die Villa des befreundeten Malers Albert Welti, der kurz zuvor gestorben war.

---

19 HuE, S. 67.

20 HuE, S. 68.

21 Ball, H.: *Hermann Hesse. Sein Leben und sein Werk*. Berlin: S. Fischer 1927, S. 128.

22 Ebd., S. 127. Hesse deutete Finckhs Verhalten in einem Brief vom Juli 1910 als einen Mangel an „Weite und Vielseitigkeit [...] Seit Finckh Familie hat, kümmern ihn die Freunde nimmer, seit er Bienen züchtet, ist die Kunst ihm wurscht – er kann eben nicht mehr als an eines zugleich denken.“ (GB 1, S. 180).

23 Ebd., S. 128.

### III

Hermann Hesse und Ludwig Finckh waren aber nicht nur Freunde und Nachbarn, sondern auch Kollegen, und in den Literaturgeschichten jener Zeit werden sie – zusammen mit Emil Strauß – oft in einem Atemzug genannt. Das Interesse für Literatur und Dichtkunst hatte sie in Tübingen zusammengeführt. Schon damals hatte Hesse sich in einem Brief an die Eltern lobend über Finckhs dichterische Versuche geäußert: „Einige Verse und Skizzen von ihm haben ungemein viel Zartheit, Duft und Stimmung.“<sup>24</sup> 1919 schreibt er in einer Umfrage *Ludwig Finckh im literarischen Urteil*:

„Was ich in Finckhs Dichtungen am meisten liebe, ist das reiche Strömen des Unbewussten. Seine Gedichte und Erzählungen sind niemals in erster Linie Gestaltungen eines artistischen Willens, sondern Bekenntnisse, Auseinandersetzungen innerhalb der eigenen Persönlichkeit des Dichters. Alles Wertvolle und Unvergängliche in der Dichtung stammt aus dieser Quelle, nicht aus dem bewussten Willen zur Kunst. So hat Finckh seine eigene Sprache, seine eigene Mythologie; seine Dichtungen sind nicht Nachbildungen des Lebens, das er gesehen und beobachtet hat, sondern Kundgebungen seines eigenen inneren Lebens. Die Stärke und triebhafte Energie dieser Äußerungen ist es, die in Finckhs Büchern so zwingend auf uns wirkt. Da ist nichts erklügelt, nichts mühsam gesucht. In der Treue zum eigenen Wesen und manchmal sogar im Verzicht auf die letzte, bewusste Ausgestaltung liegt sein Geheimnis. Seine Natur und Persönlichkeit aber empfand er nie als abgespaltet und vereinsamt; er hing stets mit dem Volkstum, dem er entstammt, innigst zusammen. So ist auch die oft so hinreißend frische Volkstümlichkeit seiner Vorstellungen und seiner Sprache kein Ergebnis von Wille und Studium (obwohl diese durchaus nicht fehlen), sondern fließt unmittelbar aus natürlicher Quelle.“ [SW18, 43f.]

Zu diesem Zeitpunkt hatte Hesse bereits dreimal in Zeitschriften auf Ludwig Finckh hingewiesen. Die erste Besprechung, 1905, galt dem Roman *Der Rosendoktor* und dem zur gleichen Zeit erschienenen Gedichtband *Rosen*. Über den *Rosendoktor* hieß es unter anderem: „Es wäre leicht, dem Buche Fehler nachzuweisen, aber schwer wäre es, unter den heutigen Bücherschreibern einen wärmeren, unverdorbenen und keuscheren Menschen zu finden. Künstlerisch mag es ein Fehler sein, [...] dass das Erlebte beim Aufschreiben noch in ihm brannte und stürmte; dafür fehlt aber auch jede Eitelkeit und falsche Schönheit, und das Werkchen quillt von heißem Leben über.“ (SW16, 220)

1909 besprach er in der Zeitschrift *März* das Buch *Rapunzel*, von dem er sagte:

„Vielleicht stehe ich diesem Schwabenbuch als Schwabe und dem Dichter als Freund zu nahe, um kritisch darüber reden zu dürfen. Aber in aller Kürze möchte ich doch bekennen, dass dieses Buch mir nicht nur lieb und sympathisch und treuherzig, sondern auch ein Kunstwerk zu sein scheint. Trotz aller Vorsicht im Vergleichen muss ich beim Lesen hin und wieder an Mörike denken. Mit ihm hat Finckh freilich nicht die formale

---

<sup>24</sup>*Kindheit und Jugend vor Neunzehnhundert. Hermann Hesse in Briefen und Lebenszeugnissen*. Zweiter Band 1895-1900. Hrg. von Ninon Hesse, fortgesetzt und erweitert von Gerhard Kirchhoff. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1978, S. 202f. [Im Weiteren als KuJ II bezeichnet]

Künstlerschaft des an der Antike geschulten Bildners gemein, wohl aber die geheime Quelle seiner Dichtung, die Art zu sehen und zu leben, das liebevolle Sich-verlieren an kleine Dinge und die reine Ehrfurcht, sobald es sich um große handelt...“ [SW16, 381]

Drei Jahre später wies Hesse die Leser des *März* auf Finckhs Gedichte hin: „[...] erfreulicherweise [haben] Finckhs Gedichte *Rosen* mehrere Auflagen erlebt. Dennoch ist der Lyriker Finckh wohl nicht so bekannt, dass seine Aufführung unter der im *März* besprochenen kleinen Zahl moderner Versdichter überflüssig wäre.“ [SW16, 116] In dieser Rezension lobte Hesse erneut das Buch *Rapunzel*. Er bezeichnete es als „entschieden über dem *Rosendoktor* stehend und vielleicht die beste Idylle der neuesten Literatur [...]“.

Auch Finckh hatte, nachdem sein Name bekannt war, bei zwei Zeitschriften Buchbesprechungen übernommen. In der Folgezeit rezensierte er fünf Bücher von Hesse: die von Wilhelm Schäfer veranlasste zweite Auflage von *Hermann Lauscher*, den Roman *Gertrud* und die Erzählbände *Diesseits*, *Nachbarn* und *Umwege*.

Neben der unnachahmlich farbigen Naturschilderung in *Diesseits* und ihrer plastischen Zeichnung der Charaktere lobte er vor allem „Wohllaut, Adel und hinreißende Kraft der Sprache“, „eine Sprache, die den Stolz in uns aufleben läßt: sehet, das ist Deutsch.“ [*Nachbarn*] „Seine Sprache ist festlich, ohne pathetisch zu sein, und diese einfache, reingehaltene Schönheit bereitet dem empfänglichen Gemüt einen Feiertag.“ [*Gertrud*]

„Hermann Hesse bedeutet einen Gipfelpunkt deutscher Erzählerkunst“ schrieb er in der Rezension von *Diesseits*, und über *Umwege* urteilte er: „Der Band bestätigt, dass Hesse unser stiller Klassiker ist.“<sup>25</sup>

Ist es Zufall, dass nach Hesses Umzug nach Bern auch die gegenseitigen Rezensionen aufhörten? Finckh hat nach 1912 kein Buch von Hesse mehr rezensiert, und zwischen Hesses Besprechung von 1912 und der nächsten und letzten liegen fast zwanzig Jahre. Die räumliche Trennung von seinem alten Freund wurde für Hesse zwei Jahre später mit Ausbruch des Ersten Weltkriegs auch zu einer unüberbrückbaren Trennung im politischen Denken und Handeln.

#### IV

Hermann Hesse, der zu Beginn des Krieges zunächst patriotische Gefühle empfand und sich über antideutsche Bemerkungen ärgerte und erregte, wurde durch die zunehmende „Brutalität, mit der über alles Politische und Soldatische hinaus allgemeine Geisteswerte verachtet und bespuckt“ [GB1, S. 247] wurden, zum entschiedenen Kriegsgegner. Es war ihm unverständlich, dass er in deutschen Zeitungen nicht mehr Werke von Autoren besprechen durfte, die zufällig, durch Geburt, dem gegnerischen Lager angehörten. „Die Mauer von Hass und blödem Nationaleifer [...] wird jedem höher und feiner Lebenden alsbald unerträglich werden“, schrieb er am 15. Oktober 1914 in sein Tagebuch [SW11, 439], und zehn Tage später hieß es in einem Brief an den befreundeten Politiker Conrad Haußmann: „[...] der allgemeine Boykott gegen Kunst und

---

25 Hsia, Adrian (Hrsg.): *Hermann Hesse im Spiegel der zeitgenössischen Kritik*. Bern/München: Francke 1975. S. 75, 85, 91, 74, 109.

Dichtung feindlicher Völker ist eine arge Entgleisung und zeigt allzu deutlich, dass wir Fortgeschrittenen mit unsern Kultur- und Menschheitsgedanken noch eine schwächliche Minderzahl von Sonderlingen sind. [...] Schade, ich könnte jetzt die schönsten Kriegsnovellen schreiben, aber es stünde mir wie der Sau das Chemisle.“ [GB 1, 247 f.]

Finckh freilich wurde von solchen Skrupeln nicht geplagt. Er, „ein aus seinem innersten Wesen heraus deutsch denkender und handelnder Mensch“<sup>26</sup>, wie es in einer Finckh-Biographie heißt, stimmte sofort in die Hasstiraden mit ein. In den Literaturgeschichten jener Zeit wurden Hesse und Finckh oft in einem Atemzug genannt, und in Anthologien stößt man häufig auf Beiträge von beiden. So verwundert es nicht, in der *Deutschen Dichter-Kriegsgabe*, erschienen zu Weihnachten 1914, ein Gedicht von Finckh im Anschluss an eines von Hesse zu finden. Während Hesse in seinem Gedicht *Denken an den Freund bei Nacht*, das sicher nicht zu seinen besten zählt, an einen Freund denkt, der als Soldat an der Front steht, und von dem er nicht weiß, wo er sich im Moment befindet, ob er bereits gefallen ist und ob er jemals wieder zurückkehrt, sieht Finckh im Krieg den *deutschen Stern*, so der Titel, aufgehen. „Nun wird die Luft mit einmal rein:/Wer wollt heut nicht ein Deutscher sein?“ In einer anderen Strophe heißt es: „Schlagt zu, sie wollen unser Korn/Jetzt schmecken sie den deutschen Zorn“ und: „Die Erde schwillt in Hass und Spott, es hilft nur noch der deutsche Gott“<sup>27</sup>

Gott bzw. der heilige Geist wird übrigens in seinen Gedichten häufig vereinnahmt: „Gott ist beim guten Schießgewehr“ oder „Es spricht ein Zorn und heiliger Geist aus unseren Flintenläufen.“<sup>28</sup> In dem Gedicht „*Mit einem neuen Dudelsack*“ machte Finckh Vorschläge, wie mit den einzelnen Nationen zu verfahren sei:

Es klingt ein Spiel und fliegt die Fahn´,  
Was fängt man mit den Burschen an?  
Was tut man mit den Franzen?  
Man setzt die Mörser auf die Bahn  
Und lässt sie aufwärts tanzen.  
Am besten schmeckt der Pulverduft,  
Fliegt eine Festung in die Luft.  
Was macht man mit den Belgen?  
Man lässt sie treulich in der Gruft  
Mit ihren Freunden schwelgen.  
Es reitet schon ein ganzes Heer  
Von struppigen Kosaken her.  
Was macht man mit den Russen  
Man lässt sie vor dem Schießgewehr  
Die Mutter Erde küssen.  
Mit einem neuen Dudelsack  
Rückt an das englisch Vetterpack.  
Was macht man mit den Briten?  
Um Heringsseelen zick und zack

---

26 Fink, G.: *Ludwig Finckh*. Tübingen: Heine 1936, S. 32.

27 *Deutsche Dichter-Kriegsgabe*. Hrsg. v. L. Klotz. Gotha: Perthes 1914, S. 164f (Hesse), S. 165f (Finckh).

28 Finckh, L.: *Mutter Erde*. Stuttgart u. Berlin: Deutsche Verlagsanstalt 1917, S. 63.

Hat man sich nicht gestritten.  
Man wirft sie in das salz'ge Meer,  
Von wo sie eben kamen her.  
Was tut man mit den Resten?  
Man lehrt sie deutsche Zucht und Ehr,  
Und hinten sitzt's am Besten.“<sup>29</sup>

Finckh war natürlich kein Einzelfall. Seit Kriegsbeginn überschwemmte eine ungeheure Flut von Gedichten das Deutsche Reich, – allein im August 1914 sollen anderthalb Millionen Kriegsgedichte entstanden sein –, zum größten Teil dilettantische Machwerke, in denen sich 'Schuss auf Russ', 'Stoß auf Franzos' und 'Tritt auf Brit' reimte. Als sein Sohn Ivo eingezogen wurde, schrieb Gerhard Hauptmann das Gedicht „Komm, wir wollen sterben gehen“ und den Urenkel von Matthias Claudius, Hermann Claudius, gelüstete es sogar danach „mitzuzittern im großen Zittern der Tausende, / mitzubluten im Blute der Millionen, / mitzuliegen auf hochgeschichteten Leichenhügeln“.<sup>30</sup> Fast alle deutschen Schriftsteller, ganz gleich welchem politischen Lager sie vor dem Krieg angehört hatten, waren von der Kriegspsychose erfasst. In seinem berühmten Aufsatz vom November 1914 „*O Freunde, nicht diese Töne*“ schrieb Hesse über diese Art von Literatur: „[...] es ist vielleicht nicht einer unter unseren Dichtern und Literaten, in dessen Gesamtwerk später einmal das Beste das sein wird, was er heute im Zorn der Stunde gesagt und geschrieben hat. [...] Kann es unsere Aufgabe sein, das Schlimme zu verschlimmern, das Hässliche und Beweinenswerte zu vermehren?“ [SW15, 11] Und an Theodor Heuss schrieb er: „In puncto Krieg erlaube ich jedem Soldaten jeden Hass, jeden Enthusiasmus, selbst jede Rohheit; dem Literaten, der daheim sitzt, erlaube ich sie nicht. Mindestens tue ich nicht mit.“ [SW15, 23]. Im Jahre 1915 drückte er sich einem Freund gegenüber ähnlich aus: „[...] so tapfer unsre Soldaten sich bewähren, so feig zeigen sich unsre Literaten und viele Gelehrte, die nicht eilig genug in die Leiblieder der Philister einstimmen konnten, auch wenn sie vorher, wo kein Mut dazu gehörte, große Wortführer der Liberalen waren.“ [SW15, 39]

Hesses entschiedene Haltung hatte für ihn weitreichende Folgen: Freunde in Deutschland kehrten sich von ihm ab, und in der deutschen Presse wurde er als Drückeberger und vaterlandsloser Geselle verunglimpft, der sich damit brüste, „seinem Vaterland und seinen Gesetzen in dieser großen Zeit ein Schnippchen zu schlagen.“ [SW15, 80] Hesse hat diese Hetzkampagne und die damit verbundenen Schmähbrieft deutscher Patrioten sein Leben lang nicht vergessen, zumal sich Ähnliches im Dritten Reich wiederholte.

Dabei konnte von Drückebergerei keine Rede sein. Bereits am 29. August 1914 hatte er sich auf dem Deutschen Konsulat in Bern als Freiwilliger angeboten, wurde aber wegen hochgradiger Kurzsichtigkeit als wehrdienstuntauglich zurückgestellt. Von Juni 1915 an arbeitete er dort für die deutsche Kriegsgefangenenfürsorge. Seine Aufgabe war es, die deutschen Kriegsgefangenen, vor allem in Frankreich, mit Lektüre zu versorgen. Für diese Tätigkeit wurde er nicht bezahlt. Seine Ersparnisse und seine Honorare lagen in Deutschland fest. Das Deutsche Reich

---

<sup>29</sup> *Die Kriegslese* 1915, Nr. 21, S. 22.

<sup>30</sup> Claudius, Hermann: „Frühling 1915“. In: *1914. Der Deutsche Krieg im Deutschen Gedicht*. A.a.O., Heft 8, 1915, S. 14.

gestand ihm und seiner Familie lediglich 65 Franken monatlich zu, so dass sich seine finanzielle Lage seit Kriegsbeginn dramatisch verschlechtert hatte. Bitter bekannte er zwei Jahre nach Kriegsbeginn: „Ich muss den Umstand, dass ich mich literarisch in keiner Weise diesem dummen Krieg angepasst habe, etwas teuer büßen.“<sup>31</sup> Erschwerend kam hinzu, dass ihm seine ehrenamtliche Tätigkeit bei einem Arbeitstag von oft 12 Stunden kaum Zeit und Gelegenheit zu eigener literarischer Produktion ließ. Von den negativen Auswirkungen auf sein Familienleben gar nicht zu sprechen. Ab Januar 1916 gab er zusätzlich noch eine kleine Zeitung heraus, den Sonntagsboten für die deutschen Kriegsgefangenen, der ein halbes Jahr später die Deutsche Internierten-Zeitung folgte.

Leicht hätte er, der als Kind bereits das Basler Bürgerrecht besaß, sich wieder einbürgern lassen können, aber es wäre ihm wie Fahnenflucht vorgekommen.

Im Jahre 1917, nachdem der große Rausch längst verflogen war und einer allgemeinen Ernüchterung Platz gemacht hatte, schien auch Finckh wieder zur Besinnung gekommen zu sein. In dem Gedicht *Die Völker* hieß es nun: „Liebe nur kann die Menschheit weiterbringen!/Brüder wollen wir wieder sein!/Hass macht klein./Hass macht schlecht./[...] Lasset die anderen zu Recht bestehen,/[...] Glaub mir, ich habe recht./Ich habe selber gehasst und war schlecht...“<sup>32</sup>

Und auch der liebe Gott, der kurz zuvor noch ‚beim guten Schießgewehr‘ war, ist nun wieder für alle zuständig: „Gott hat sie [die Völker] geschaffen so gut wie euch/ [... er] wird von ihnen und euch Vater genannt.“<sup>33</sup>

Hesses Haltung gegenüber Finckh war zwiespältig, einerseits war da eine über zehn Jahre währende enge Freundschaft, die er nicht so einfach vergessen konnte und wollte, denn Freundschaft hatte in seinem Leben immer einen zentralen Stellenwert eingenommen, andererseits machten es ihm Finckhs politische Einstellung und seine Kriegsgedichte unmöglich, das alte Einvernehmen wiederherzustellen. Er versuchte also, einen Mittelweg zu finden. 1926 schrieb er ihm:

„Ich freue mich, wenn ich in Deinen Schriften den alten lieben Ton wiederfinde und an schwäbische Urlaute und Urgefühle gemahnt werde. Und ich zucke die Achseln und bin ein klein wenig betrübt, wenn ich in Deinen Schriften (namentlich einst in den politischen Aufsätzen) Anschauungen vertreten finde, die ich für vollkommen falsch und darum für gefährlich halte. [...] Nach meiner Meinung hat Deutschland nicht nur den Krieg verloren, sondern ist zu einem sehr großen Teil auch an seinem Ausbruch schuld gewesen, und seine geistige Haltung und öffentliche Meinung, obenan die des Kaisers, war dumm und gefährlich, und ist seither nur sehr teilweise durch die Not korrigiert worden. Ich weiß, dass Du in diesen Dingen vollkommen anders denkst und fühlst als ich, und ich bin Dir dankbar dafür, dass Du es nicht für nötig hältst, Dich mit mir darüber zu zanken. Sondern Du bist zwar nicht mit mir und meinen Gedanken einverstanden, aber Du denkst Dir, dass ich im Grunde doch auch eine Art von Mensch bin und das Recht zu meinen Meinungen, Urteilen und Irrtümern besitze, und dabei wollen wir es lassen.

---

31 An Georg Reinhart, 26.5.1916 (Editions-Archiv Volker Michels, Offenbach).

32 Finckh, L.: *Mutter Erde*. A.a.O., S. 134.

33 ebd.

Eine Auseinandersetzung über Literarisches halte ich für nutzlos [...] Einen Disput darüber müssten wir eben doch mit dem Politischen beginnen, und das will ich nicht.“ [GB 2, 135 f.]

Als sich 1931 Erhard Bruder, ein Freund Finckhs, hinter Hesses Rücken an den S. Fischer Verlag wandte und behauptete, dass Finckhs schlechte wirtschaftliche Lage von seiner Verunglimpfung in Hugo Balls Hesse-Biographie herrührte, war Hesse gezwungen, differenzierter Stellung zu nehmen. In seiner Antwort an Bruder heißt es unter anderem: „Ich weiß, dass Balls Urteile über Finckh hart sind und diesem weh tun mussten – ich habe seinerzeit das Härteste, was Ball über Finckh zu sagen gehabt hätte, verhindert.“ Er räumt Ball das Recht ein, Finckh als Autor abzulehnen. „Ball konnte für Finckhs Bücher [...] unmöglich etwas übrig haben. Dass er Finckh als Menschen immerhin mit mehr Rücksicht behandelt, kommt davon her, dass ich versuchte, ihm etwas davon nahezubringen, was Finckh als Freund mir war und ist.“

Er erinnerte dann Bruder daran,

„dass Ball der rücksichtsloseste Kritiker der deutschen Kriegs- und Hurrah-Mentalität gewesen ist und für seine Gesinnung gehungert und gefroren hat, und dass Finckh ein höchst aktiver und lauter Vertreter dieser, auch von mir verurteilten, kriegsbetrunkenen Mentalität war, welche Deutschland geistig und politisch hat vernichten helfen. [...] Sie scheinen vollkommen vergessen zu haben, dass zwischen Finckh und mir (und gar zwischen ihm und Ball) ein Abgrund klafft, der nicht mehr auszufüllen ist. Überbrückt habe ich den Abgrund durch meine Freundschaft für Finckh, ich bin ihm trotz seiner Gedichte und Gesinnungen treu geblieben, aber damit hat Ball nichts zu tun. [...] Wenn Anfeindung und Ablehnung durch einzelne Kritiker einen Autor totmachen könnten, so wäre ich seit 1916 tot, wo Finckhs hurrapatriotische Gesinnungsgenossen mich in Dutzenden von Zeitungen einen Vaterlandsverräter nannten.“ Und Fazit dieses Briefes war: „Ball sah klar, obwohl ich mich äußerst zurückhaltend ausdrückte, dass Finckh zwar als Freund eine Zeitlang in meinem Leben eine große Rolle spielte; dass er in meinem geistigen Leben und meiner Entwicklung aber schon sehr früh aufhörte, eine Rolle irgendwelcher Art zu spielen, und dass sein Stehenbleiben von der Zeit seiner Heirat an mit zu den großen Enttäuschungen meiner Gaienhofener Periode gehörte.“ [GB2, 299 ff.]

## V

Hesse hatte schon bald nach Kriegsende erkannt, dass Deutschland aus dem verlorenen Krieg keine Lehren gezogen hatte, „sonst könnte es nicht nach diesen grauenvollen Jahren genau die alten Melodien singen und mit dem alten treuherzig blauen Blick der Unschuld in die Welt blicken“ [GB 2, 136], schrieb er 1926 an Finckh. Mit einer erstaunlichen Klarheit erkannte er, „wie die ganze Welt mit vollen Segeln und schmetternder Musik auf den nächsten Krieg lossegelt.“ [SW15, 314] Und 1928, zehn Jahre nach Kriegsende, heißt es in einem Brief Hesses, dass er „die Bereitschaft zu einer Wiederholung [des Krieges] in tausend Zeichen überall atme, sehe, fühle und rieche.“ [SW15, 319]

Bereits Anfang 1921 hatte er in einem Zeitungsartikel „eine der hässlichsten und törichtsten Formen jung-deutschen Nationalismus“ angeprangert, „die blödsinnige, pathologische Juden-

fresserei der Hakenkreuzbarden und ihrer zahlreichen, namentlich studentischen Anhänger. [...] Dass man eine Menschenklasse schlechthin für das Übel in der Welt und für die tausend schlimmen Sünden und Bequemheiten des eigenen deutschen Volkes als Sündenbock aufstellt, ist eine Entartung so schlimmer Art, dass ihr Schaden allen Schaden, der je durch Juden geschehen sein mag, zehnfach aufwiegt.“ [SW18, 345]

Ein Jahr zuvor war von Finckh das Buch *Die Jakobsleiter* erschienen, in dem „zum ersten Mal ein deutscher Dichter vom Hakenkreuz redete“.<sup>34</sup> An einer anderen Stelle des Buches hieß es: „Man vergisst ganz, dass es lauter Juden und Schelme sind im Alten Testament, ein verschmitztes Gesindel.“<sup>35</sup>

Aber Finckhs ‘Ruf zurück zu Blut und Boden’ fand zunächst wenig Widerhall, im Gegenteil. Finckh, „der Dichter mit dem Erdgeruch“<sup>36</sup> sah sich zunehmend massiven Angriffen der Presse ausgesetzt. Selbst sein Verleger sträubte sich 1929 gegen eine Neuauflage des Buchs *Der Vogel Rock*. Zur Begründung schrieb er:

„Ich kann mich doch nicht als Verleger [...] vor der ganzen Welt blamieren, indem ich behaupte, in Ihrem Buch seien die Amerikaflüge dichterisch vorhergesagt. Was nun aber die kriegspolitischen Betrachtungen gerade dieses Buches anlangt, so gestehe ich ganz offen, dass dieser Ton nach meiner Auffassung heute nicht mehr möglich ist. Von einem deutschen Durchmarschrecht durch Belgien zu reden, [den amerikanischen Präsidenten] Wilson als Windhund und Schaumschläger zu bezeichnen, den Völkerbund mit einer Unschlittfunzel zu vergleichen und was derartig beliebig zu vermehrende Stellen sonst noch besagen, ist doch heute schlechterdings unmöglich. An keinem Stammtisch darf man mehr so reden, wenn man ernst genommen werden will, geschweige denn in einem Buch, das sich an die Öffentlichkeit oder gar an Schulen und an die Jugend wenden soll.“<sup>37</sup>

Finckh hatte sich seit etlichen Jahren schon mit Sippen- und Ahnenkunde und Erbbiologie beschäftigt und herausgefunden, dass in ihm nur deutsches, schwäbisches Blut floss<sup>38</sup>, während Hesses Blut gemischt war, und da war es ihm natürlich völlig klar, „dass ein Zusammenkommen oder gar Zusammengehen [mit Hesse] nach 1918 nicht mehr möglich war [...]: Ludwig Finckh wurde durch sein Blut zum völkischen Bekennen, Künden und Kämpfen gezwungen; Hermann Hesse konnte durch die Vielfalt seines ‘europäischen’ Blutes nicht im Meer reinen deutschen Strebens zur Ruhe kommen“<sup>39</sup>, so jedenfalls sah es 1941 Gotthold Wurster, ein anderer Finckh-Biograph.

Hesse war auch in diesem Punkt kontroverser Ansicht. Er hielt die Erbfaktoren für „nicht so wichtig und eindeutig [...] wie die Rassentheoretiker es tun“. Seiner Meinung nach, und das schrieb er bereits Anfang 1915 in einer seiner Sammelrezensionen, pflegten „die seltensten Talente, die fruchtbarsten Typen [...] aus Kreuzungen zu entstehen, bei welchen die Anteile der

---

34 Fink, G.: *Ludwig Finckh*. a.a.O., S.44.

35 Finckh, L.: *Die Jakobsleiter*. Stuttgart u. Berlin: Dt. Verlagsanstalt. S. 26.

36 Fink, G.: *Ludwig Finckh*. a.a.O., S.44.

37 Zitiert nach G. Fink. a.a.O., S.51f.

38 HuE, S.41.

39 Wurster, G.: *Der deutsche Finckh*. München: Deutscher Volksverlag 1941, S.15.

gekreuzten Rassen [...] nicht im einzelnen zu trennen sind; und ein Mensch mit blondem Haar und lichten Augen kann im Geistigen welscher sein als mancher dunkelhäutige Typ.“ [SW17, S. 412]

Neben Sippen- und Ahnenkunde hatte Finckh sein Herz auch noch für die Auslandsdeutschen entdeckt. Als Werber für Deutschland reiste er in die Tschechoslowakei, nach Ungarn, Polen, Serbien, Rumänien und sogar in die Schweiz. Jahre später konnte er in seinem Buch *Die Ahnenburg* erfreut feststellen, dass die Auslanddeutschen inzwischen eingereiht waren als „vollgültige Glieder des Volks. Auslanddeutsche Brüder stehen neben dem Führer. Rudolf Hess! Alfred Rosenberg!“<sup>40</sup>

Wie tief er bereits in den zwanziger Jahren im Fahrwasser der Nazis segelte, mögen einige Zitate aus dem 1925 erschienenen Buch *Bruder Deutscher* verdeutlichen: Auf Seite 21 schreibt er: „Deutschland hört dort auf, wo der letzte Auslanddeutsche lebt“ und an anderer Stelle [S.47] heißt es: „Unser Deutsches Reich endet nicht an den Landesgrenzen.“ Weiter schreibt Finckh: „Wer von uns hat nicht ein Gefühl von Freude und Wohlgefälligkeit an einem schönen, starken, großen, blondhaarigen und blauäugigen Menschen.“ [S.79]

Um „der Gefahr einer Übermischung in der Ehe, einer *Entrassung*“ einen Riegel vorzuschieben, empfahl Finckh, „Familienberatungsstellen zu errichten, kostenlose Eheberatung, Vererbungs- und Rassehygieneberatung.“ [S. 93] „Die Rasse muß bleiben. [...] Die germanische Rasse wird überragen. Hat je ein Inder ein Luftschiff erfunden? Hat ein Slawe den Motor geschaffen? Deutsche waren es.“<sup>41</sup>

In den zwanziger Jahren hatte Finckh gegen den Bubikopf gewettert und ihn als Verfallserscheinung gewertet: „Vor wenigen Jahren noch in Oberschlesien, im besetzten Land, schnitt man die Haare den Weibern ab, die sich mit der feindlichen Besatzung abgaben; sie wurden gebrandmarkt. – Heute hat man eine Tugend daraus gemacht, kurzgeschnittene Haare gelten nicht mehr als Schande, sondern als prickelnde Mode. Sie wird sich zu Tode laufen; sie muss wieder Kennzeichen undeutschen Wesens werden. Denkt Euch eine blonde Germanin mit kurzem Kopfhair.“<sup>42</sup> Undeutsch, verwelscht, waren seiner Meinung nach auch die aus dem Lateinischen stammenden Monatsnamen, die lateinische Schrift und „jedes dritte Wort, das wir sprechen“<sup>43</sup>

Wenn man nun noch Finckhs Glaube an das Schicksal, an `Fügungen`, an innere Notwendigkeiten durch Hitlers Lieblingsvokabel `Vorsehung` ersetzt, so wird verständlich, was Gertrud Fink in ihrer Ludwig-Finckh-Biographie schrieb: „Adolf Hitler, der Nationalsozialismus – [...] da ist die Kraft, die er selber immer gepredigt, sind die Gedanken, die er seit Jahren gedacht und geschrieben hat. [...] Zwar ist er in den Grenzen parteipolitischer Anschauung kein `alter Kämpfer`, aber trotzdem war er immer ein Herold des nationalsozialistischen Gedankens, kein Erneuerer von 1933, sondern von Anbeginn ein Nationalsozialist des Herzens und der Tat.“<sup>44</sup>

---

40 Finckh, L.: *Die Ahnenburg*. Leipzig, Stuttgart, Berlin. 4. Auflage, o.J. (Die 1.Aufl. erschien 1935).

41 Ebd., S. 48.

42 Zitiert nach G. Fink, a.a.O., S. 48.

43 Finckh, L.: *Die Ahnenburg*. a.a.O., S. 14.

44 G. Fink, a.a.O., S. 54f.

Je stärker Finckh der Massenhysterie erlag und ganz im völkischen Gedankengut aufging, gemäß dem Wort seines Führers „Du bist nichts, dein Volk ist alles“, desto stärker fühlte sich Hesse dem Einzelnen verbunden, galten seine Bemühungen der kleinen Minderheit derjenigen, denen „ein rasches Aufgehen in der Masse und Uniform nicht möglich“ [SW15, 421] war und die er in zahllosen Briefen aufzurichten und zu bestärken versuchte. Je mehr einzelne da seien, die „dem Welttheater mit Ruhe und Kritik zuzuschauen vermögen, desto geringer [sei] die Gefahr der großen Massendummheiten, obenan der Kriege“<sup>45</sup>. Das Unrecht und die Bosheit seien nicht heilbar, nur der Einzelne könne sich ändern, war seine Überzeugung. [SW15, 420]. Dabei lehnte er es strikt ab, die Rolle eines Führers zu übernehmen, ja das Wort selbst sei ihm inzwischen geradezu verhasst, schreibt er noch vor der Machtergreifung 1932. „Den Führer braucht und verlangt, wer selbst nicht verantworten und selber nicht denken mag.“ [SW15, 389]

Finckh dürfte auch hierin anderer Meinung gewesen sein. 1932 hatte er in einem riesigen Zelt in Reutlingen eine Rede Hitlers gehört. Nach Gotthold Wurster war es für Finckh „ein beglückendes Erlebnis“ und führte zu seiner „ersten und einzigen politischen Bindung, zum Nationalsozialismus. Heute [1941] ist er tief innerlich befriedigt darüber, dass alles das, um was er mit seinem dichterischen Wort kämpfte, viel herrlicher Wirklichkeit geworden ist, als er es je zu hoffen glaubte.“<sup>46</sup>

Das ‚beglückende Erlebnis‘ gipfelte 1933 in Finckhs Bekenntnis zum ‚Führer‘:

„Wir müssen, jeder einzelne nach seinem Vorbild leben. Wir sind alle seine Kinder. So wie er müssen wir es machen: ganz schlicht und einfach alles von unten, von der Wurzel anpacken und langsam Schritt für Schritt vorwärtsgehen in den Kern, zielsicher, mitten ins Herz der Dinge. Da gibt es keine Umschweife, kein Flunkern. Alle Kartenhäuser fallen um. Das ist die größte, weil einfachste und ehrlichste Politik. Hitler ist so groß, weil er so ehrlich ist, und – so demütig. [...] Er leidet alles Leid mit, das um ihn ist; und das macht ihn so still, oft so traurig. Er ist die Demut selber bei aller Kraft. Er weiß, dass er eine göttliche Sendung hat und dass diese Sendung erfüllt werden darf von ihm, und wir alle haben das große Glück, dies mitzuerleben [...]“<sup>47</sup>

Wurster bemerkt in seiner Biographie treffend: „[...] dem Dichter [stand] nun erst die volle Wirkungsmöglichkeit offen [...]“<sup>48</sup> Und mit Marcel Reich-Ranicki könnte man hinzufügen, dass die Nazizeit in der Literatur eine Blütezeit der Zweitrangigen und Zukurzgekommenen war.<sup>49</sup>

Der Erfolg ließ auch nicht lange auf sich warten, die Auflagenzahlen kletterten wieder in die Höhe. Der vorher geschmähte *Vogel Rock* wurde nun als „durch und durch deutsches Werk“ gepriesen, „ein Buch voll echter Kraft und gesunden Volksbewusstseins. [...] Empfohlen vom 16. Jahr aufwärts.“<sup>50</sup>

---

45 Hesse, H.: *Ausgewählte Briefe*. Erw. Ausgabe. Zusammengestellt v. Hermann und Ninon Hesse. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1974, S. 89.

46 Wurster, G.: *Ludwig Finckh*. A.a.O., S.37 f.

47 Zitiert nach Wurster, a.a.O.

48 Ebd., S. 38.

49 Reich-Ranicki, Marcel: *Der doppelte Boden*. Frankfurt/M.: Fischer 1994, S. 134.

50 Fink, G.: *Ludwig Finckh*, a.a.O., S.52.

Allein vier neue Bücher zum Thema Ahnenkunde erschienen nach 1933, aber auch ältere Werke erlebten Neuauflagen, so zum Beispiel *Der Rosendoktor*; allerdings hatte Finckh vorher eine Zeile gestrichen: der Satz „[...] nur die jüdischen Studenten hatten noch ein Interesse für Erweiterung ihrer Bildung“ war nun nicht mehr zeitgemäß. Hesse hatte es 1934 abgelehnt, einige ‚zeitgemäße‘ Änderungen an seiner *Bibliothek der Weltliteratur* vorzunehmen; vor allem verwahrte er sich entschieden gegen eine Streichung jüdischer Autoren.

Hesse, der schon lange erkannt hatte, wohin Finckh steuerte, schrieb ihm 1932: „Ich kann mit Dir fühlen, Freund, und ich begreife bei Dir [...] das Hängen am Vaterland, an Idealen und mütterlichen Erinnerungen sehr wohl. Es ist kalt in der Welt, wenn man kein Vaterland hat und keine Macht, zu der man steht und mit der zu siegen oder zu leiden man sich berufen fühlt. Aber es müssen einige von uns in dieser Kälte leben, um neue Atmosphären vorzubereiten.“ [SW11, 376] Aber bei allem Verständnis war er doch enttäuscht. „Finckh ist der alte Schwärmer und heute weiter von mir als je“ [GB2, 419], heißt es in einem Brief an seine Schwester Adele.

Die Vorgänge in Deutschland beunruhigten Hesse zutiefst. Schon kurz nach der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler am 30.1.1933 hatte er einer Freundin geschrieben: „Das Konsequente wäre, dass Hitler sein Volk nochmals in einen Krieg reitet und trompetet und dabei nochmals bis zum Verbluten verhaun wird.“ [SW15, 397] Es waren nicht nur die Nachrichten, die ihn erschreckten, dass „drüben in Germanien ein richtiges und wütendes Pogrom gegen den Geist im Gange [war], mit Einkerkierungen, Entlassungen aus Amt und Brot, Vergewaltigung, Verprügelung und Totschlag“ [SW15, 407], sondern, so heißt es im *Tagebuch vom Juli 1933*, „mich beunruhigt mein Mangel an Verständnis für das Positive, für das Lebendige, was in den gutgesinnten Deutschen vorgeht, [...] kurz für die heutige Form der Vaterlandsliebe im Reich.“ Er fragte sich, „warum auch die sauberen, zuverlässigen, anständigen und unbedingt nicht feigen Leute im Reich zu einem sehr großen Teil den Hurra- und Kriegspatriotismus, dessen Schiffbruch sie kaum erst erlebt haben, in dieser neuen Form bejahen und mitmachen.“ [SW11, 675]

Für ihn waren die Versuche Hitlers, Mussolinis und Francos „rückschrittlich, dumm und unnütz“ [SW15, 699], und wenn Deutschland nur einen halbwegs anständigen echten Kommunismus hätte, ließ er Finckh im Februar 1932 wissen, so stünde er zur Verfügung. [GB2, 317 f.]

Er konnte auch nicht begreifen, dass ein Dichter wie Emil Strauß, der nach dem Ersten Weltkrieg über zehn Jahre geschwiegen hatte, der keine Feuilletons schrieb und jedes Wort abwog, sich nun in einem ‚mäßigen, törichten Aufsatz‘ zu Hitler bekannte. [SW11, 678]

Im Fall Finckh sah Hesse die Sachlage anders:

„Der liebe Finckh steht natürlich bei Kaiser und Reich, wie immer, und meint es im Herzen so treu und gut wie möglich, aber es kommt bei ihm manches hinzu, [...] sein schweres Leben, der Niedergang seines einstigen Ruhms und Erfolgs, die ewige Sorge, das ewige Zusehenmüssen, wie andre gepriesen werden und Erfolg haben. Trotz alledem hat er gegen mich seine Liebe und Anerkennung bewahrt, er anerkannte nicht bloß, dass ich literarisch ihm vielleicht über sei, er anerkannte sogar die Ehrlichkeit meiner politischen und moralischen Gesinnungen, obwohl es nicht seine waren. Jetzt, im Reich der Lautsprecher, hat er mich plötzlich verraten. Nicht schlimm, und für mich nicht schädigend, vielleicht sogar ganz ohne es zu wissen. Er erließ soeben einen Aufruf an die Hitlerjugend Badens, die deutschen Dichter betreffend, worin er ihr [...] eine Liste von Böcken und Schafen vorlegt. Und (was bis vorgestern noch ganz unmöglich gewe-

sen wäre), Finckh überblickt den Bestand der heutigen deutschen Dichtung, das Gute und das Schlechte, und den verehrten Hesse lässt er dabei weg. Wahrscheinlich kaum bewusst. Aber er witterte bei mir Gefahr, er müsste mich dem Gefühl und der Überzeugung nach zu den wirklichen deutschen Dichtern stellen, er hat mich, wenn von deutscher Dichtung je die Rede war, stets beinahe allzu laut unter den Vordersten genannt und muss mich doch, meines Schweizertums und meiner politischen Auffassungen wegen, heute für verdächtig halten, und Konflikte liebt er nicht, er kann weder den Hesse zu den deutschen Dichtern stellen, noch bringt er es über sich, ihn zum Geschmeiß, zu den Juden, Asphalt dichtern etc. zu stellen, und so verschluckt er halt den Namen. Und dann empfiehlt er der Hitlerjugend eine Reihe von Dichtern, die keine sind und die er selber bisher gar nicht heftig geliebt und gelesen hat [...] Er nennt gerade die paar Namen, die heute von der Hitlerpresse am lautesten propagiert werden [...] Für mich folgt persönlich daraus keine Änderung im Verhalten zu ihm, ich halte ihm die Treue und anerkenne seine Tugenden, ich bin ja nicht Partei. Aber er ist mir ein besonders klares Beispiel für die Verbiegung, welche Denken, Geschmack, Herzenstakt durch die Massenpsychose erleiden, er zeigt mir besonders deutlich diese Deformationen, diese gutgemeinten, nicht ins Bewusstsein der Erkrankten kommenden Verrohungen und Verzerrungen.“ [SW11, 678 f.]

Hesse erkannte, wie sehr die Eigenschaften, die er bei Finckh, Strauß und anderen als Tugenden angesehen hatte, mit dem „Unbegreiflichen und Abstoßenden“ vermischt und verwachsen waren und dass ihre „blinde, bluthafte, unausrottbare“ Vaterlandsliebe zwar eine „große Stärke und Tugend“ war, die aber zu verhängnisvollen Folgen führen konnte, denn diese Liebe „verträgt sich mit tausend Sünden, sie kann zu jedem Fanatismus und jeder Art von Töterei führen. Aber sie macht die Liebenden stark, blind und zu Heldentaten fähig. [...] Und zu dieser Art von Liebe fühle ich mich wenig begabt. [...] Auch ich, glaube ich, kann mich im äußersten Fall opfern, kann den Tod erleiden, um nicht meinen Idealen untreu zu werden. Aber so für ein sichtbares Objekt [...] jederzeit zum Töten und Sterben bereit zu sein wie eine Tiermutter in der Wüste, dazu fühle ich nicht die Fähigkeit in mir, und ich will gar nicht versuchen, diesen Mangel als Tugend erscheinen zu lassen.“ [SW11, 681]

Bis zu diesem Zeitpunkt, Juli 1933, war Hesse von den braunen Machthabern noch in Ruhe gelassen worden; der Verkauf seiner Bücher war zwar rückläufig, aber er konnte ungehindert in deutschen Zeitungen publizieren. Das änderte sich schon zwei Jahre später. Hesse hatte in einer angesehenen schwedischen Zeitung die Buchbesprechungen übernommen.<sup>51</sup> Da er ganz bewusst Bücher von Marxisten, Juden und Katholiken rezensierte, „Bücher von Bekennern irgendeines Glaubens, der dem dort herrschenden entgegensteht“ [GB 2, 381 f.], dagegen der neuen deutschen Literatur einen „Hang zu primitiver Dogmatik und pathetischen Glaubenssätzen“ bescheinigte, wurde er im November 1935 von Will Vesper in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift *Die Neue Literatur* scharf angegriffen und beschuldigt, die deutsche Dichtung der Gegenwart an die Feinde Deutschlands und an das Judentum verraten zu haben. Die Kampagne

---

51 Nähere Einzelheiten bietet der Aufsatz von Helga Abret, „Schlechte Zeit für Literaturkritik. Hermann Hesse als Literaturkritiker zwischen 1933 und 1938“, in: *Hermann Hesse und die Politik. In Beziehung zur Zukunft bleiben. 7. Internationales Hermann-Hesse-Kolloquium in Calw 1992*. Berichte und Referate hrsg. von Martin Pfeifer, Bad Liebenzell/Calw: Gengenbach 1992, S. 107-140.

weitete sich aus, andere Zeitungen schlossen sich an, so dass Hesse im Dezember 1935 an Finckh schrieb: „In euren Literaturblättern bezeichnet man mich jetzt als Volksverräter und Kulturbolschewist.“<sup>52</sup>

Die Diskussion entzündete sich vor allem an Hesses Abstammung, hatte er Vesper doch durch den Schweizer Schriftstellerverband darauf hingewiesen, dass er seit 23 Jahren ununterbrochen in der Schweiz lebte.

Finckh versuchte zu vermitteln, – wie immer gut gemeint – aber er schadete Hesse mehr als er ihm nützte. Aus dem Brief an Vesper vom Januar 1936 geht jedoch hervor, wie sehr er immer noch an Hesse hing. Finckh schrieb: „Die unselige Haltung von Hesse, die nun an die Öffentlichkeit trat, veranlasst mich, Dir vertraulich einige Aufklärungen zu geben, zu denen ich mich für verpflichtet halte. Es war mir schon seit Jahren unmöglich, mit Hesse brieflich über deutsche Dinge zu sprechen, ohne dass er in Ausfälle geriet.“ Finckh führte Hesses politische Haltung auf seine Abstammung, sein „entschieden überspitzt kultiviertes Blut“ zurück und auf seine „pietistisch-pazifistischen“ Eltern. „Beide Eltern schwere Neurastheniker bis Hysteriker“ heißt es weiter in dem Brief an Vesper. 25 Jahre später liest sich die Charakterisierung von Hesses Eltern übrigens wesentlich positiver: „Sein Vater war eine ehrfurchtgebietende Gestalt, ich hätte vor ihm niederfallen und ihm die Hände küssen mögen. Seine Mutter strahlte [...] Adel und Liebe [aus] – von beiden war ihm die Gabe der Dichtung geflossen, aber auch die überzarte Feinnervigkeit und Empfindsamkeit.“<sup>53</sup>

Finckh schilderte Vesper nun Hesses Lebenslauf und seinen Freundeskreis und behauptete schließlich, dass Hesse 1924 Schweizer Bürger geworden sei, wäre aus Zorn über die Deutschen geschehen, „die den großen Geldbetrug der Inflation machten – wobei auch er verlor.“ Ob er dies zu Hesses Entlastung schrieb oder ob es seine wirkliche Meinung war, sei dahingestellt.

Am Schluss des Briefes heißt es: „Immer hoffte ich, er könnte eines Tages den Weg wieder zu uns finden [...] Nun hat er sich den Weg verschüttet. Denn dass es verkehrt ist, sich juristisch als Ausländer zu bekennen, anstatt zum Blutverband zu halten, das hätte er fühlen müssen. Ich leide schwer darunter. Denn – Du magst es nicht verstehen: ich liebe ihn wie einen Bruder. Er war mir fast wie ein Sohn.“ Und auf dem Rand hatte er noch hinzugefügt: „Dass er uns nicht mehr versteht, schmerzt mich am meisten.“<sup>54</sup>

Etwa neun Jahre später – der Brief an Finckh ist nicht datiert, aber das *Glasperlenspiel* war schon erschienen – bezieht Hesse ganz klar Stellung:

„Wir beide sind entgegengesetzte Wege gegangen, Du ins Weite und Breite, in den öffentlichen Kampf, ich ins immer Engere einer geistigen Intensität, bei der es auf Zahlen nicht ankommt und an der bloß Einzelne teilhaben können, aber auf die paar Einzelnen eben kommt es für mich an. Dass Du, wie Du sagst, auch für mich kämpfst, ist unnötig und wird von mir nicht erwartet: die Gelegenheit, Dich zu mir zu bekennen, hattest Du ja damals [1933], als Du jenen Aufruf an die Jugend zu Gunsten der schlechteren Litera-

---

52 In: *Hermann Hesse 1877-1977. Stationen seines Lebens, des Werks und seiner Wirkung*. Katalog zur Gedenkausstellung im Schiller-Nationalmuseum, Marbach a.N. 1977, S. 360.

53 HuE, S. 29 u. 9.

54 *Katalog* Marbach. A.a.O., S. 363 f.

tur und zur Herabsetzung der besseren schriebst [...] Mein Name gehört für Dich nicht zu der deutschen Literatur, die man nennen darf [...]. Das alles ist Deine Sache, ich habe kein Recht daraus anderes zu schließen, als dass es eben mit den Versicherungen Deiner Briefe nicht zusammenstimmt, und dass Du mit Leib und Seele in einer Welt lebst, die mir fern und fremd ist und zu der ich keinen Zugang habe. [...] Ich halte es für unmöglich, dass wir einander verstehen: ich teile Deine Kampffideale nicht, und Du gibst mir manche Ohrfeige, ohne es selber zu merken. Da muss man einhalten und eine Weile schweigen [...] immer so tun als sei alles gut, und der tiefe Gegensatz nicht da, das überanstrengt mich, und darum will ich warten.“ [SW 11, S. 679]

Obwohl aus diesem Brief die nicht mehr zu überbrückenden politischen Gegensätze klar zu Tage treten, muss man sich fragen, worauf Hesse noch wartet. Warum bricht er die Beziehung nicht ab?

Erklären lässt sich das wohl nur mit der großen Bedeutung, die Freundschaft für ihn besaß. Er sei zwar ein sehr schlechter und ungeeigneter Verwandter, aber ein guter und treuer Freund, schrieb er Ende 1926: „In meinem ganzen Leben hat die Familie keine gute und glückliche Rolle gespielt, während die Freundschaft an erster Stelle stand.“ [GB2, S. 158] Gerade Freundschaften, die, wie im Falle Hesses und Finckhs, in der Adoleszenz geschlossen werden, haben eine besonders nachhaltige Wirkung. Ein Abbruch der Beziehung hätte Hesse vermutlich emotional sehr stark belastet, weil sie irreparabel und endgültig gewesen wäre. Das In-der-Schweben-Halten war eine Möglichkeit, sich zwar zu distanzieren, aber die Brücken nicht völlig abzubauen, so dass eine spätere Annäherung nicht ausgeschlossen war.

## VI

Als 1945 nach zwölf langen Jahren das Tausendjährige Reich beendet war, brach auch für Finckh eine Welt zusammen, und für ihn, wie für viele andere, setzte das große Verdrängen und Vergessen ein. An einen gemeinsamen Bekannten schrieb Hesse im Dezember 1945:

„Dass Finckh soweit unbelästigt ist, ist mir lieb, ich bin nicht fürs Rachenehmen. Aber über seine politische Vergangenheit denke ich immerhin sehr anders als Sie. Er war im Krieg von 1914 ein blinder Hurratriot und hat Hitler und die deutsche Großmannsucht nach Kräften unterstützt [...] Und der württembergische Minister, der ihn unterstützt hat, hat doch wohl Mergenthaler geheißt, einer der in kulturellen Dingen übelsten und vernichtungslustigsten Naziführer. Es hat keinen Sinn, das nachher wegzuleugnen und Friedensgedichte zu machen. Wo denn die Liebe bleibe, das hätte F.[inckh] damals fragen müssen, als seine Partei- und Gesinnungsgenossen die Juden totschlugen. Heut, wo es die anderen an Liebe fehlen lassen, ist das eine billige und eigennützige Klage.“ [GB 3, 305]

Finckhs Bücher waren nun verpönt und wurden teilweise von den französischen Besatzungstruppen sogar eingestampft, und von der Presse wurde er totgeschwiegen. Er bat Hesse, sich für ihn bei der Spruchkammer einzusetzen. Dieser lehnte es zwar ab, sich offiziell an irgendeine Behörde zu wenden, schlug ihm aber vor, seinen Brief bei der Spruchkammer vorzulegen. In diesem Brief heißt es unter anderem:

„Mir ist Deine Art von Patriotismus stets zuwider gewesen, und Du hast mit Deinem Namen, Deiner Begabung und Deiner Autorität als Autor stets auf der entgegengesetzten Seite gestanden wie ich. [...] Dass Du auch an Hitler selbst und seine Partei als eine reine, patriotisch-idealistische Sache geglaubt hast, ist traurig und ist nicht zu verzeihen. [...] Moralisch-menschlich ist das Entscheidende in Deinem Fall dies: dass Du zwar törricht und schädlich, aber reinen Herzens, gutgläubig und ohne Rücksicht auf persönliche Vorteile gehandelt hast. [...] Wichtig ist jetzt nicht, dass Du auch an Hitler und seinen Schwindel geglaubt hast, sondern dass Du es nicht aus Egoismus, sondern reinen Herzens getan hast. Wichtig ist ferner nicht, dass Du, trotz der Parteidoktrin, etwa einmal für einen Juden eingetreten bist oder dass Du es auch für mich zu tun versuchtest (worum ich Dich wahrlich nie gebeten hätte), sondern dass Du Dich nicht gescheut hast, während Hitlers Regiment mit dessen Vertretern und Machthabern überall da in Konflikt zu geraten und Dich unbeliebt zu machen, wo es Dir Dein Gewissen geboten hat. Das ist moralisch das Entscheidende. Du warst verblendet, aber Du warst nicht feige und nicht eigennützig. Du wolltest Deinem Volk und Deinen Idealen dienen, auch da, wo es Dich selber gefährdet und Dir schadet. Damit bist Du unschuldiger als es Zehntausende sind, die heut unangefochten herumlaufen.“ [SW15, 662]

Hesses Bemerkung, dass Finckh mit den braunen Machthabern in Konflikt geraten war und sich unbeliebt gemacht hatte, bedarf einer näheren Erläuterung. Seit 1912 hatten Finckh und seine Freunde gegen den Basaltabbau des Hegaubergs Hohenstoffeln gekämpft. Der scheinbar aussichtslose Kampf wurde von Finckh mit großem persönlichen Einsatz geführt. Trotz einer Beleidigungsklage während der Weimarer Republik, die mit einer Geldstrafe von 1000 Mark verbunden war, und angedrohter politischer Repressalien während des Naziregimes verfolgte er stur sein Ziel. 27 Jahre sollte es dauern, bis 1939 der Hohenstoffeln unter Naturschutz gestellt wurde. Das dazu notwendige `Reichsnaturschutzgesetz´ war erst vier Jahre zuvor erlassen worden.<sup>55</sup>

So sehr es Hesse freute, dass Finckh von der Spruchkammer freigesprochen wurde und sich allmählich auch seine wirtschaftliche Lage besserte, so sah er doch mit großem Unbehagen und Widerwillen, wie Finckh versuchte, aus ihrer alten Freundschaft Kapital zu schlagen.

1948 hatte dieser in einer kleinen Schrift nachgewiesen, dass Hesse und er eine gemeinsame Ahnfrau hatten, dass sie also *Schwäbische Vettern* waren, und er verstieg sich zu der Behauptung, dass das der Grund für ihr gutes Einvernehmen in Tübingen gewesen sei: „[Sie] waren durch uralte seltsame Bande miteinander verschlungen, in gleichen Urmüttern und Urvätern hatte ihr Leben geschlummert, im selben Schoß einst ihr Los geruht, verwandte Seelen waren gebildet, Saiten gezogen worden, die ineinander klangen. Ihre Blutsbrüderschaft war einer eingeborenen Harmonie entsprossen.“ [...] Und so war es wohl doch kein Zufall, dass ihr Weg sie damals in Tübingen, und immer wieder in Basel und am Bodensee zusammenführte und sie nicht voneinander ließ.“<sup>56</sup>

---

55 Nähere Einzelheiten bietet die 1985 erschienene Biographie von Eugen Wendler, *Ludwig Finckh. Ein Leben als Heimatdichter und Naturfreund*. Reutlingen: Verlag Karl Knödler, S. 30 f., 42-45.

56 Finckh, L.: *Schwäbische Vettern*. Köln: Westdeutsches Hermann-Hesse-Archiv 1948. S. 15.

Im gleichen Jahr gab Finckh einen Privatdruck seiner Gedichte heraus, den er Hesse und Mahatma Gandhi widmete. War Hesse schon wenig erbaut gewesen über das „sehr törichte Schriftchen über unsere Ahnen“ [GB 4, 17], so empfand er nun diese Widmung als geschmacklos.

„Sie erweckt bei den Lesern den falschen Eindruck, als seien wir nicht nur durch die Erinnerungen unsrer herrlichen Jugend, sondern als seien wir auch im Denken und innersten Gewissen verbunden und einig“, schrieb er an Finckh im Dezember 1948. Er machte ihm unmissverständlich klar, dass sich ihre Wege nicht trennten, als Hesse nach Bern zog, „sondern erst einige Jahre später, als du die Kriegslieder sangest und den Kaiser und die Generäle und später die Braunen zu deinen Herren erwählt hast. Davon merkt man in deinen Gedichten nichts, es steht viel Liebes und Schönes in ihnen, aber dies Vergessen und Drüberwegsehen des ewigen »Hans Vergissdiewelt« ist mir nicht möglich und nicht erlaubt, und Gandhi hätte deine verspätete Widmung nicht angenommen. Das ist nun einmal so und darf nicht weggewischt werden. Wir müssen wissen, dass wir nur bis zu einer gewissen Zeit (etwa 1915) Hand in Hand gegangen sind, nachher aber anderen, miteinander verfeindeten Mächten und Ideen gedient haben.“

Dass du persönlich keine Juden gefoltert und kein Buch von mir verbrannt oder verboten hast, dass du es überhaupt gut meinstest, das weiß ich [...], aber die Gefolgschaft hast du geleistet, und diese Schranke bleibt bestehen, und ihretwegen empfinde ich deine Widmung als entbehrlich [...] Es ist mir schwer gefallen, dir dies zu schreiben. Aber warum forderst du es heraus? Du wusstest ja genau, wo ich stehe und wie ich denke. Ich weiß noch allzu gut wie du mir verächtliche Worte über »die Mann« [sic], (d.h. Thomas Mann, seinen Bruder und seine Söhne) schriebest und mir Karten von literarischen Nazi-Treffen schicktest [...] Wohl dir, dass du so gut vergessen kannst! Aber ich bin darin anders.

Wir wollen dies nun ruhen lassen, mein Lieber, und wollen einander aufrichtig und herzlich wünschen, dass jeder von uns noch einige Sonne genieße und dann ein gnädiges Ende finde.“ [GB 3, 509]

1951, anlässlich Finckhs 75. Geburtstag, der von der Stadt Stuttgart und vom Schwäbischen Albverein groß aufgezogen wurde, geriet Hesse in Verlegenheit: man erwartete von ihm, wenn er schon nicht an der Feierstunde teilnahm, wenigstens eine Festrede verlesen zu lassen, und auch die Zeitungen baten um einen Beitrag. „Und ich musste überall Nein sagen, denn weder kann und darf ich Finckhs politische Vergangenheit vergessen, noch kann ich zu seinen Dichtungen, die frühesten ausgenommen, viel Anerkennendes sagen.“<sup>57</sup>

Kurz nach den Feiern verstarb Finckhs Frau, und nun befand sich Hesse wieder in der Klemme, denn Finckh wollte einen Besuch in Montagnola machen, `um Abschied zu nehmen´.

„Unter andern Umständen hätte ich ihm natürlich deutlich geschrieben, dass mir ein Wiedersehen nicht erwünscht und dass es von ihm nicht geschmackvoll sei, im Haus einer Jüdin Gastfreundschaft zu suchen. So aber, gleich nach Dorles erschreckendem Tod, konnte ich das nicht und musste Bucherer bitten, es ihm auszureden. [...] Finckh lebt, soweit man aus seinen Briefen schließen kann, in einer Art seniler Euphorie, hat alles

---

57 An seine Schwester Marulla, ca. April/Mai 1951. Editions-Archiv Volker Michels, Offenbach.

Politische völlig vergessen, umarmt die ganze Welt in gerührter Liebe, und hat dabei immer noch etwas von seinem einstigen Charme, schüttelt die Verse nur so aus dem Ärmel und findet auf alles einen harmonisierenden Reim. Aus der Ferne sehe ich all dem gelassen zu, aber zu Umarmungen habe ich keine Lust, und was Finckh an Gedächtnis und Nüchternheit zu wenig hat, habe ich zu viel.“<sup>58</sup>

1957 gab er jedoch nach und empfing den alten Freund in Montagnola. Seit ihrer Trennung in Gaienhofen, 1912, hatten sie sich nur ein einziges Mal kurz gesehen, 1927 in Zürich. Ein Grund für Hesses Nachgeben mag auch darin zu sehen sein, dass Finckh einer der wenigen Freunde aus seiner Jugendzeit war, der noch am Leben war.

Ihre Begegnung dauerte nur einige Stunden, kontroverse Themen wurden vermieden, man sprach von alten, glücklichen Zeiten. „Es ging friedlich und heiter zu“, schrieb Hesse anschließend an seinen Sohn Bruno, „doch möchte ich´s nicht wiederholen.“<sup>59</sup>

Im Nachhinein wird Hesse dieses Zugeständnis doch bereut haben, denn der fast erblindete Finckh war mit einem Begleiter gekommen, der während der Zusammenkunft Fotos gemacht hatte. Von einem der Bilder, das ihn mit Hesse im Garten zeigt, ließ Finckh Postkarten anfertigen, die er an seine Freunde verschickte, um zu demonstrieren, dass zwischen ihm und Hesse alles wieder im Lot sei.

Als vier Jahre später Finckhs Autobiographie *Himmel und Erde* erschien, war Hesse entsetzt und enttäuscht: „Das Buch ist bis zum ersten Krieg schön und lieb und hat noch einmal etwas vom Charme des jungen Finckh. [...] Von 1933 an ist es das Buch eines vernagelten alten Nazi, der 12 Jahre lang ‚Heil Hitler‘ geschrieen hat und es am liebsten wieder täte. [...] Es ist scheußlich und traurig und mit Finckhs großer Dummheit doch nicht ganz zu erklären.“ [GB 4, 402 f.]

In einem Brief an seinen Sohn Martin vom März 1962 heißt es: „Wenn damals seine Selbstbiographie schon existiert hätte, dann hätte ich seinen Wunsch nach einem letzten Wiedersehen nicht erfüllt. Er ist ein richtiger alter Nazi, hat alles vergessen oder tut doch so, und spielt jetzt den gütigen alten Mann, der vor Menschenliebe trieft. Seinen 85. Geburtstag aber hat er wieder mit einer Tafelrunde echter alter Nazis gefeiert. Ich habe nicht mit ihm gebrochen, das hat in unserem Alter keinen Sinn mehr, aber ich verhalte mich ganz zurückhaltend.“<sup>60</sup>

Finckh sah, wie schon nach dem Ersten Weltkrieg, die Schuld ausschließlich bei den Gegnern. Himmler, Eichmann, Auschwitz oder Stalingrad kommen in seinem Buch nicht vor. Resümee seiner NS-Vergangenheit: „Wir hatten nichts davon erfahren und konnten die Wahrheit nicht wissen.“<sup>61</sup>

Hesses Enttäuschung über diese Art der Vergangenheitsbewältigung zeigt sich in einem Brief vom Januar 1962: „Ich habe ihm seit seinem schrecklichen Buch nicht mehr geschrieben, und das senile Geschwätz seiner Freundesbriefe, garniert mit dem bald sentimental, bald burschikosen Edelkitsch seiner Altersweisheit, macht mir jedesmal, wenn ich so ein Blatt ansehe,

---

58 Editions-Archiv Volker Michels, Offenbach.

59 Editions-Archiv Volker Michels, Offenbach.

60 Editions-Archiv Volker Michels, Offenbach.

61 HuE, S. 164.

übel.“<sup>62</sup> – Damit war ihre Beziehung nun auf einem absoluten Tiefpunkt angelangt. Zu einer positiven Wende kam es nicht mehr, denn Hermann Hesse starb ein halbes Jahr später.

\*\*\*

*Eine gekürzte Fassung dieser Arbeit wurde 1982 auf dem 2. Internationalen Hermann-Hesse-Kolloquium in Calw gehalten. Abdruck in: Hermann Hesse und seine literarischen Zeitgenossen. 2. Internationalen Hermann-Hesse-Kolloquium in Calw. Referate hrsg. v. Friedrich Bran und Martin Pfeifer. Bad Liebenzell: Gengenbach 1982.*

---

62 Brief an Werner Dürr vom Januar 1962. Editions-Archiv Volker Michels, Offenbach.